nen Blick hineinzuwerfen, und dann werden wir unterrichtet sein, wer etwa sein Geld vernascht, wer es verputzt und wer in liebevoller Art zu schenken versteht. Und dann ist es an der Zeit, auch die jungen Verschwender, ohne daß sie es merken, zu lenken in unserem Sinn

Geld ist ein Machtfaktor in unserem Dasein, und wir machen die Kinder zu Herren des Lebens, wenn wir sie recht unterweisen, mit dem Geld umzugehen. Nicht Knechte materieller Genüsse sollen sie werden, sondern der Lohn menschlicher Arbeit — das Geld — soll ihnen einen vertieften Lebensgenuß dadurch verschaffen, daß es ihnen ein Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit gibt. Doch dazu gehört, daß man des Geldes Macht nicht überschätzt, daß man Armut nicht als Makel oder als Unglück ansieht, sondern als eine Sache, die man durch Fleiß, Energie, Sparsamkeit und durch Hellhörigkeit auf das Gebot des Alltags bekämpfen kann.

C. Schelper.

Die Frauen in Mexiko

Von Heinz Erich Platte.

Mexikanische Frauen, dies Wort weckt in dem phantasiebegabten Europäer verlockende Vorstellungen von Palmen, blauem Himmel und gigantisch-wilden Gebirgen. Aus einem lieblichen Frauenantlitz leuchten die Glutaugen der Mexikanerin. Lächelnd und warm, wenn es sich um eine blühende Treibhausblume aus dem Niederungen der heißen Küste handelt, stolz, verwegen und kühl, wenn man an das schöne Kind der Berge denkt.

Die Mexikanerin stellt keinen einheitlichen Typus dar. Es war — mehr noch als in den anderen Ländern Lateinamerikas — zu mannigfaltiges Blut, das sich im Verlauf mehrerer Jahrhunderte nach ungezählten Richtungen hin kreuzte. Heute könnte man in der Hauptsache unterscheiden: die weiße, die hellbraune und die braunrote Mexikanerin, und von diesen in sich noch sehr nuancenreichen Gattungen wiederum die Bewohnerinnen der tropischen Täler und des kühlen, wildromantischen Hochlandes.

Die Mexikanerin der Hauptstadt ist die schlanke, elegante Frau romanischer Abstammung, die sich pudert und schminkt, obgleich sie dies eigentlich gar nicht nötig hätte. Man sieht jedoch auch in mindestens der gleichen Anzahl dunkelhäutige Indianerinnen in Mexiko City, die es allerdings im allgemeinen verschmähen, mit Hilfe der Puderquaste die Kupferfarbe ihres Teints zu verheimlichen.

Wer die schöne, kultivierte Mexikanerin sehen will, die in der Vorstellung des Fremden gewöhnlich als begehrenswerte Frau vor exotischem Reiz erscheint, hat hierzu in der Hauptstadt Gelegenheit. Dort fahren die Mädchen aus guten Kreisen, die sich nicht der u.gebundenen Freiheit ihrer Schwestern im nördlichen Europa erfreuen, in den Nachmittagsstunden auf der Avenida Francisco Madero in ihren amerikanischen Luxusautomobilen, was wenigstens eine bescheidene Abwechslung zu haben.

In den Kaffeehäusern, es gibt übrigens nur wenige, sieht man die Mexikanerin nicht. Nur das „Café Colon“ und der Erfrischungsraum „Samborns“ machen hiervon eine Ausnahme. Bei Samborns geben sich die jungen Mädchen bisweilen in der Zeit von fünf bis sieben Uhr nachmittags ein Stelldichein, um bei den Klängen vorwiegend deutscher Opern- und Operettenmelodien Eisgetränke zu schlürfen, sich Richtigkeiten zu erzählen und jeden eintretenden blonden Herrn daraufhin abzuschätzen, ob er ein Amerikaner oder ein Deutscher ist.

Das Café ist der Treffpunkt der eleganten Welt. Dort hat man Gelegenheit, dem Tanz fescher Paare zuzusehen und dabei pikante Rätsel zu raten. Denn nicht alle Frauen, die hier mit betörendem Augenaufschlag und der graziösen Art einer Dame von Welt die Blicke der Männer auf sich ziehen, sind von jener Unerfahrenheit des Herzens, die dem mexikanischen Mädchen aus guter Familie als Tugend aller Tugenden gilt. Und so weiß man nie, ob die Frau, der zu huldigen man sich entschließt, nicht doch — trotz ihrer anmutigen Bescheidenheit und würde — einer anderen, leichteren Welt entstammt, denn Puder und Schminke sind auch hier Gemeingut der Frauenwelt.

Einmal im Jahre, und zwar am 16. September, dem nationalen Unabhängigkeitstage, wird in Mexiko City ein großes Fest gefeiert, das im Zeichen weiblicher Anmut und Würde steht. Denn an diesem Tage erscheinen aus sämtlichen achtundzwanzig Staaten des Landes die „Embajadoras de la Simpatia“, die Gesandtinnen der Sympathie, die auf Grund eines Schönheitswettbewerbes ausgesucht und zu dem Fest des 16. September nach der Hauptstadt delegiert werden, wo sie mit dem Enthusiasmus und der Verehrung, die man hierzulande dem schönen Geschlecht entgegen bringt, empfangen und entsprechend gefeiert werden. Abends sieht man dann diese liebliche Auslese wahrhaft edler Frauenschönheiten im „Theatro Esperenza Iris“, wo die Embajadoras in den malerischen Trachten ihrer Heimat den Ehrenplatz auf der Bühne einnehmen.

Wer nun glaubt, in Mexiko das gelobte Land für tatendurstige Don Juans zu finden, wird hier sehr bald eines Besseren belehrt. Denn in Mexiko versteht man in diesen Dingen keinen Spaß. Der Flirt ist freilich erlaubt. Wer aber gar zu oft von Liebe und Treue spricht, beschwört damit Geister, die er nachher so leicht nicht wieder los wird. Der Mann bleibt gewöhnlich schon durch eine geringe Summe belangloser Vertraulichkeiten für immer gebunden, und wenn er sich weigert, vor dem Standesbeamten zu wiederholen, was er der Dame seines Herzens im traulichen mexikanischen Mondschein oder unter sonstigen mildernden Umständen versichert hat, so droht ihm die Rache eines der männlichen Verwandten des Mädchens in Gestalt eines wohlgezielten Pistolenschusses, eine Tat, die von den Gerichten in der Regel als Wahrnehmung berechtigter Interessen nachgesehen wird.

Doch das Insagen vor dem Standesamt kann ja nicht so schwer sein, wenn es sich um ein schönes Kind der mexikanischen Alpen handelt. Dafür sprechen die Erfahrungen jener Deutschen, die sich mit mexikanischen Mädchen verheiratet haben und dabei glücklich geworden sind. Ob jedoch nicht trotzdem bisweilen wenn sie der Heimat gedenken, in ihrer Vorstellung die Idealgestalt der deutschen Frau auftaucht, mag aus Galanterie gegenüber den mexikanischen Frauen verschwiegen bleiben.

Wie schwitzen Sie, gnädige Frau?

Eine peinliche Frage, eine höchst ungehörige Frage, aber die Damen werden sie sich künftig gefallen lassen müssen. Schicklicherweise wird die Frage dann allerdings wohl lauten: „Zu welcher Transpirationsgruppe gehören Sie, gnädige Frau?“ Das muß man künftig nämlich wissen, weil es sehr wesentlich ist für die Frage der Haltbarkeit bestimmter Stoffe und vor allen Dingen der Dauerhaftigkeit bestimmter Anilinfarben. Wie man in der Zeitschrift „Wissen und Fortschritt“ lesen kann, beeinflussen bestimmte Krankheiten, bestimmte Tätigkeiten und Ermüdungserscheinungen die chemische Zusammensetzung des Schweißes derart, daß er verschiedenartig auf gefärbte Gewebe einwirkt. Darüber hinaus aber gibt es ganz deutlich unterscheidbare Transpirationsgruppen unter den Menschen und man glaubt diese Gruppen so festlegen zu können, daß darnach bestimmte Kategorien von Stoffen und entsprechenden Farben geschaffen werden können, die dann erst einen Konfektionsmann in Stand setzen, seine Ware mit gutem Gewissen als haltbar und die Farbe in jeder Beziehung als echt anzupreisen. Interessanterweise hat man bei den diesbezüglichen Untersuchungen auch festgestellt, daß Krankheiten, wie Rheumatismus, Schwindsucht etc. deutlichen Einfluß auf die chemische Zusammensetzung des Schweißes haben, sodaß es also nicht unmöglich wäre unter Umständen die chemische Zusammensetzung des Schweißes zum Ausgangspunkt für eine ärztliche Diagnose zu nehmen.

Dilettanten der Liebe. Roman von Johannes Mayrhofer. 6.—8. Tausend. 8° 200 Seiten. Verlag Johannes Mayrhofer, Regensburg, Stahlzwingerweg 23. Kartoniert 3 Rm., gebunden in Ganzleinen mit Goldaufdruck 4 Rm. Mayrhofer, der sich mit seinen Büchern „Spanien“, „Zauber des Südens“, „Durch Länder und Meere“ usw. einen bedeutenden Namen als Reiseschriftsteller gemacht, zeigt hier in glücklicher Verschmelzung seine reiche Begabung für feinsinnige Naturschilderung und scharfe Lebensbeobachtung mit einem fesselnden Romanthema. In der Haupthandlung wie in den Nebenhandlungen, die sie umranken, zeichnet er Menschen, die, die wahre, große Liebe verkennend, einer reichen Mitgift oder sonstigen Nichtigkeiten nachjagen und die nun alle, so oder so, Bankerott machen. Ernste und humoristische Szenen in prachtvoller Abwechslung, Lebensphilosophie und heiteres Vortgeplänkel in bunter Mischung. Ein Buch, bei dem man sich nicht langweilt.

Wie wäschst du deine Wildlederhandschuhe?

Die Mode, waschlederne Handschuhe zu tragen, hält sich bereits jahrelang, weil diese Handschuhe sehr praktisch und unerhört langlebig sind, wenn man sie richtig zu behandeln versteht. Bei der Wäsche ist folgender Vorgang zu beachten:

Man bereite sich in einer Waschschüssel lauwarmes Seifenwasser (natürlich ohne Soda), ziehe die Handschuhe auf die Hände und wasche, indem man stets von oben nach unten den Schmutz abstreift. Der Handschuh muß hierbei weich und dehnbar bleiben. Ist der Handschuh sauber, so wird er vorsichtig von den Händen gestreift, nochmals eingeseift, damit er geschmeidig bleibe, und unausgewunden mittels der Schließvorrichtung frei gehängt oder auf ein Handtuch gebreitet und so lange liegen gelassen, bis er trocken ist. Wichtig ist es, während des Trocknens alle Finger ein oder zweimal aufzublasen. Dadurch erreicht man, daß die Finger nicht eng werden und aneinanderhaften.

Ist der Handschuh fast trocken, so ziehe man ihn noch einmal auf die Hand, um zu verhindern, daß er später etwa in den Nähten platzt.

Handschuhe, die man auf diese Art pflegt, halten sich lange Zeit und sehen stets tadellos aus.

A. F.

Aus dem Engen und Weiten

Eine Urgroßmutter unter Anklage des Urenkelmordes.

In Cork ist eine Urgroßmutter unter der Anklage der Ermordung des eigenen Urenkels in Haft genommen worden. Mary Lentham ist eine verhältnismäßig jugendliche Urgroßmutter, denn sie steht erst im Alter von etwas mehr als achtzig Jahren. In der ersten Verhandlung des Kindesmordes hat sie mit leidenschaftlichem Eifer die Unschuld der Großtochter verteidigt. Im Verlauf der Vernehmung entstand der Verdacht, daß die Urgroßmutter selbst die Hand an das Kind gelegt haben könnte, um den Zeugen eines Fehltrittes ihrer Großtochter zu beseitigen.

Die Dame als Tenorsänger.

Gelegentlich eines ärztlichen Kongresses wurde kürzlich in Prag ein interessanter Versuch vorgeführt. Hinter einem Vorhang hörte man plötzlich eine Arie aus der „Cavalleria Rusticana“ von einer Tenorstimme meisterhaft gesungen. Nach Beendigung des Vortrages wurde der verhüllende Vorhang beiseite gezogen, und die Versammlung beham den „Künstler“ zu Gesicht, der sich indessen zur allgemeinen Ueberraschung als eine Dame entpuppte. Die Betreffende hatte früher eine durchaus normale Sopranstimme gehabt, war dann nach Durchführung einer Kehlkopfoperation etwa ein halbes Jahr lang vollkommen heiser, worauf die Stimme allmählich in immer tiefere Lagen sank. Seit einiger Zeit erfreute sich die Dame nun eines durchaus männlich klingenden Tenors. Da die Stimme, wenn auch für ein weibliches Wesen ungewöhnlich tief, doch durchaus rein war, nahm die so seltsam Verwandelte Gesangsstunden, nach deren erfolgreichem Abschluß sie jetzt in einem Prager Kabarett als „Tenor“ auftritt.

Juli, nur noch kurze Zeit, und man rüstet zur Ferienfahrt, die Leib und Seele erfrischen soll. Haben Sie, verehrte Leserin, alles genügend vorbereitet? Haben Sie — eine der wichtigsten Fragen im Frauenleben — auch genügend anzuziehen? Sie wissen, es geht diesen Sommer nicht ohne das großgeblümte, leichte Kleid, ohne das elegante Ensemble aus Spitze, ohne das sportliche Ensemble aus Rohseide. Der Anzahl der übrigen, so überaus einfach herzustellenden Sommerkleidchen ist überhaupt gar keine Grenze gesetzt. Ein Blick in das Juli-Heft der „Frauen-Mode“ und Sie wissen, was Ihnen noch fehlt und was Ihre jüngsten Kinder noch brauchen. Es ist überall zum Preise von 90 Pfg. zu haben, sonst auch direkt durch Verlag Otto Beyer, Leipzig, Weststraße 72.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.

Druck und Verlag: Dr. C. Sank, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 23 — Altena, den 16. Juli — 1929

Muß Liebe beteuert werden?

Das Schweigen ist der größte Feind der Liebe. (Frank Harris.)

Wo liegt eigentlich die Grenze zwischen Kälte und Ueberzärtlichkeit, jenen beiden gefährlichen Klippen, um die selbst die größte Liebe nicht immer herumzukommen vermag? Was ist noch zärtlich, was ist noch kühl und was kann bereits als Liebesbeweis angesehen werden?

Ich glaube versichern zu dürfen, daß selbst der größte Seelenforscher auf diese Fragen keine genaue Antwort zu geben vermag. Aber eines steht fest: ein Zuviel in der Liebe ist ebenso gefährlich (härtig sogar gefährlicher), als ein Zuwenig. Wir erfahren es täglich, daß viele Frauen, die ihren Männern ständig von früh bis abends versichern müssen, wie sehr sie sie lieben und vergöttern, gerade das Gegenteil ihrer Absicht erreichen. Der Mann, in dessen Natur es liegt, erobern zu müssen, wird verstimmt, wenn man ihm die Liebesgefühle ständig zu deutlich serviert. Eine Seele, die niemals mehr in Aufruhr kommt, die keine Gefühlswogen mehr durchzumachen hat, die immer findet, ohne suchen zu müssen, wird kalt und unregsam, wird stumpf — Gleichgültigkeit und Gefühlsleere stellen sich ein.

Daher ist es zu erklären, daß viele Frauen aus einem ihnen angeborenen natürlichen Drange (es ist der weibliche Instinkt) heraus, ihrem Mann das Leben nicht gleichmäßig versüßen. Sie reizen ihn hier und da sogar scheinbar zur Eifersucht, denn die Eifersucht ist ihnen der Gradmesser der Liebe. Liebe ohne Eifersucht ist kaum denkbar. Es braucht das noch lange keine übertriebene Koketterie oder Qual zu werden, sondern es ist ein dem andern nicht zum Bewußtsein kommendes Nachprüfen der Gefühle. Die Liebe ist ja nichts anderes als das Verhältnis des Ich zum Du, und jede Gegenseitigkeit des Lebens wird hier und da näher untersucht!

Es gibt dagegen auch andere Gemüter: Man hört, daß sich in der französischen Stadt Orleans ein Klub gründete, dessen Ziel es ist, die Eifersucht und Ueberzärtlichkeit abzuschaffen. Dieser Verein, der sich über ganz Frankreich erstrecken will, gibt sogar eine Zeitschrift heraus, in der lange Abhandlungen darüber stehen, daß jede Liebe sowohl an der Eifersucht als auch an der Ueberzärtlichkeit sterben müsse. Wie an jeder Uebertreibung, so ist auch an dieser Behauptung zweifellos ein Körnchen Wahrheit. Die Wahrheit ist, daß ein Allzuviel schadet, aber es scheint undenkbar, daß man je die Eifersucht abschaffen könnte. Ebensogut könnte man den Selbsterhaltungstrieb oder das Schlafbedürfnis des Menschen nach getanem Tagewerke abzuschaffen suchen. Gibt es überhaupt für solche Gefühle Vereine? — Die Natur legte die Eifersucht in die Menschenseele, und gegen die Natur werden alle Vereinsparagraphen der Welt vergeblich ankämpfen! Es kommt darauf an, daß wir selbst unsere Seele kontrollieren und sie beherrschen lernen. Damit erübrigt sich nicht, von der Kälte des Herzens, jenem Gefühle, das der Liebe ebenso gefährlich ist, zu sprechen. Wo Herzenskälte entsteht, da entsteht oft Schweigen, und das Schweigen ist das Grab der Liebe! Wirh kennen sie alle, jene Ehepaare, die stundenlang schweigend beisammensitzen, die einander nichts mehr zu sagen wissen. Wir finden sie in den Lokalen, in Kaffeehäusern und im Kino, wohin sie gehen, um sich von dem qualvollen Schweigen des Einerlei zu befreien.

Zu einer guten Ehe gehört viel Takt, und das bloße Taktgefühl schon verpflichtet den Menschen, sich in Gegenwart des anderen etwas zu beherrschen und sich Zwang aufzuerlegen. Eine erfreuliche Ehe zu führen, heißt, seinem Ehepartner Entgegenkommen zu bringen imstande sein. Aber zwischen solchen schweigenden Menschen waltet oftmals schon ein stummer Haß, ein zum stillen Gespenst gewordener Vorwurf, eine seelische Leere, durch Kälte geboren, die nichts mehr verzugeben vermag.

Die absolute Herzenskälte, da wo sie sich einnistet, scheint der schlimmere Feind der Liebe zu sein als die Ueberzärtlichkeit. Denn während letztere durch kluges frauliches Einsehen herabgemindert werden kann, gibt es aus der ersteren kaum noch ein Entrinnen.

Anna Lichtenstern

Der Strohwitwer

Der Strohwitwer ist ein Geschöpf, über das man verschiedener Ansicht sein kann. Wenn er sich selbst betrachtet, wenn er von sich spricht, in den Briefen an seine Frau natürlich, so ist er ein tief zu bemitleidendes Wesen. Die Melodie des unsterblichen Koschatliedes: „Verlassen, verlassen bin i“, geht ihm den ganzen Tag nicht aus dem Sinn, die Wohnung ist ihm wie ein Wald so groß, und er fühlt sich wie ein verirrtes Kindlein. Und das Gasthausessen ist nur imstande, ihn an die Entbehrungen zu erinnern, die er augenblicklich ertragen muß, und er zählt die Tage bis — — —.

Seine Freunde sind von Neid erfüllt, seine Angestellten mit Ahagedanken.

Und er selbst, wenn er keine Briefe an seine Frau schreibt, hat eigentlich das gleiche Gefühl, wie damals als Sextaner, wenn die Ferien begannen „und mit all meiner Freu—heud was fang ich doch an — —.“

Vor lauter Unternehmungslust weiß er nicht, was er unternehmen soll; er hat nur das Gefühl des Befreitseins und eine schreckliche Erwartung auf etwas Neues, auf ein köstliches Erlebnis! Zuerst — da bummelt er in der leeren Wohnung umher, ja richtig, die Briefmarkensammlung — er stöbert ein wenig darin herum, dann das Klavier — er schlägt ein paar Takte an — es wird ein lustiges Burschenlied daraus, aber doch, was solls! Er klappt den alten Wimmerkasten wieder zu; er pfeift ein Lied — es wird wahrhaftig „Verlassen“ daraus — und das ist zu dumm! Er wird lieber hinausgehen ins Freie! Er macht sich sehr ordentlich! Und er reckt sich in den Hüften — forscher Kerl ist er doch! — —

Das in den Briefen beklagte Gasthausessen schmeckt ihm großartig, beim Bezahlen empfindet er es wohltuend, daß die Rechnung so gering ist, ja, die Junggesellen, die haben es schon gut!

Der Bummel nachher ist sehr nett! Alle hübschen Mädchen sehen sich nach ihm um — — und er sich nach ihnen. Niemand schilt mit ihm deshalb und findet das etwas unpassend Ein bekanntes junges Mädchen nickt ihm zu, und sie gehen ein Stück miteinander. Froh und vergnügt wie zwei Kinder. Aber ein Freund begegnet ihm und — das Gesicht von dem! — — Er grient wie ein Honigkuchenpferd. Reizend, solche Freunde zu haben! Nun wird er erst recht die Kleine noch ein Stück begleiten.

Abends, als er wieder allein ist, findet er zwar, daß das schöne Kind reichlich viel Blech geredet hat, aber na, wie die Mädchen so sind! Es ist doch nett, auch mal so etwas zu haben und nicht ein Gemurmel vom gefährlichen Alter des Mannes zu hören.

Ja, diese Strohwitwer! Sie träumen sich den Himmel auf Erden von unbeschränkter Freiheit. Und es ist ja auch wirklich ganz nett! Doch nachher, wenn diese holde Ferienzeit vorüber ist dann sind sie alle plötzlich wieder froh, daß sie sich mit ihrem lieben alten Hauskreuz wieder belasten können. Daß da wieder ein heiterer Mensch seinen Willen neben ihnen hat, und ein paar lustige Göhren sich so mausig machen.

Es ist halt doch nicht gut, daß der Mensch allein sei.

Clara von Wedelstaedt.

Zweckmäßige Badekleidung

Obgleich sich die Mode mit den Badeutensilien so ausgiebig befaßt, und auch so vieles Schöne aus Veraltetem umgestaltet hat, kann man mal ein Wörtchen über eine gute (und nicht unerschwingliche) Badeausstattung sagen. Wer über eine normale Figur verfügt, sieht im einfachen Badetrikot genau so vornehm und modern aus, wie im eleganten Luxusanzug. Kommt es einem wirklich auf den Sport an, dann ist das einfarbige oder gemusterte Trikot sowieso das Praktischste. Die modische Badehaube aus Gummi hat ihre Form ein wenig verändert. Sie ist der engen Filzkappe angepaßt und ungefähr helmartig zugeschnitten.

Wer tatsächlich ins Wasser geht, und nicht nur zum Vergnügen der Zuschauer am Strand entlang spaziert, kann als Fußbekleidung nichts anderes gebrauchen, als eine einfache wasserdichte Segeltuch- oder Leinensandale oder einen Gummischlüpfer. Zum Luftbad sieht auch die geflochtene Sandalette, die man ebensogut beim Spazierengang tragen kann, fesch aus.

Einfache große Strohhüte und helle Südwester aus Leinen — wer die Mode mitmachen will, wählt die gesteppten kleinen Kappen aus hellem Taft — schützen den Kopf am besten vor den zu heißen Sonnenstrahlen und lassen den Schirm hie und da entbehren.

Der modische Badeanzug besteht aus Wolle. Wer ihn sich leisten kann, wird lange Freude daran haben, denn Wolle ist ein haltbares, nicht leicht dehnbares Material, das schnell trocknet. Gewohnheit ist alles. Besonders fesch wirken die kleidsamen zweifarbigen Modelle, die meist mit farbigem, oft kariertem oder gestreiftem Oberteil verarbeitet sind, das ein Gürtel vom dunklen oder gestreiften Höschen abschließt. Die luxuriösen Strandkostüme werden nicht zum wirklichen Schwimmbad getragen (es soll ja auch Leutchen geben die wenig ins Wasser gehen), sondern nur zur Strandpromenade und zum Sonnenbad. Solche Strandanzüge sind sehr verschiedenartig. Man sieht Strandpyjamas, japanische Kimonos, mit großen Blumen gemusterte Seidenkleidchen und elegante Frotteemäntel und neuerdings meist ärmellose Jacken, deren Farben oder Muster zum darunter getragenen Anzug passen. Diese Frotteesachen und -mäntel sind zu empfehlen. Sie wirken nicht nur elegant und dezent, sondern harmonieren zu allen Schwimmanzügen. Gleichzeitig können sie den früher benötigten schlichten Bademantel oder das weite Badecape, das natürlich noch längst nicht vom Schauplatz der Mode zu verschwinden braucht, ersetzen. Wer es geschickt anzunehmen versteht, sieht in ihm mindestens ebenso jugendlich und schick aus, wie in einem der modernen, teuren Komplettis aus kariertem oder geblümtem Frottee.

Dolores.

Ferien der Hausfrau

Daß auch die Hausfrau Ferien braucht, weil ihr Beruf schwer und aufreibend ist, war lange Zeit hindurch unbekannt. Die berufstätige Frau hat ihren gesetzlichen Urlaub, den ihr keiner nehmen darf. Sie kann — in vielen Unternehmungen ist das der Fall — eine oder zwei Wochen hinzunehmen, indem sie für diese Zeit auf ihr Gehalt verzichtet, und hat sodann einen ganz lohnenden zusammenhängenden Zeitraum, in dem sie sich erholen und ihr Leben einrichten kann, wie es ihr beliebt.

Die Hausfrau aber hat diesen Urlaub nicht; sie untersteht überhaupt keinem sozialen, sondern nur dem moralischen Gesetz ihrer Familie, und Familienglieder sind oftmals unbarmherziger als Juristen.

Aufruhr im Damenstift

Heitere Geschichte von Walter Hammer-Webs

Alle Damen im Stift waren der Ansicht, daß dieser Neffe aus Amerika ein Schwindler sein müsse, und wenn es kein Schwindler war, dann wenigstens ein Erbschleicher. Tante Schwupper glaubte es auch. Im ersten Augenblick, als der Brief ankam, hatte sie sich gefreut. Schließlich — Familie ist Familie. Aber die Handschrift mißfiel ihr gleich. Alles so klein und exakt. Genau wie bei Mathilde. Diese Schwuppers in Las Palmas waren vermutlich alle genau so gelb und giftig geworden wie die Mutter seligen Angedenkens. Tante Schwupper warf den Brief auf den Tisch. Das ist ein Murkser, dachte sie, der obendrein geizig ist. Eine neue Existenz wollte er sich gründen; na, was das heißt, weiß man. „Dazu haben Sie wahrhaftig nicht vierzig Jahre lang Margarine gegessen," sagte die kleine Pritzel, „um das schöne Geld jetzt auf die Straße zu werfen." Das fand Tante Schwupper ja nun auch. Kurz, Frau Hausmacher in der Pförtnerloge bekam den Auftrag, den Herrn, der zu Tante Schwupper wollte, abzuweisen, Tante Schwupper war nicht zu sprechen, fertig. Aber fertig war es damit allerdings nicht. Im Gegenteil.

Sonntags um elf, als Tante Schwupper aus der Kirche kam, stand da ein junger Mann vor der Portierloge, und, wie das so ist, Tante Schwupper wußte sofort: Das ist er. Ihr zitterten ordentlich die Knie, aber sie ging doch mutig durchs Tor und ließ sich nichts merken. Aber ob nun die Hausntacher was gesagt hatte oder ob er von sich aus aufmerksam wurde, der junge Mann drehte sich plötzlich um und kam vergnügt auf sie zu. Er wäre also der Rudi, und sie müßte seine Tante Elsbeth sein; was tat der Mensch? Er gibt ihr einen Kuß. Nun hatte Tante Schwupper seit zwanzig Jahren den Namen Elsbeth nicht mehr gehört, und sie hatte eine Schwäche dafür; das war das Erste; und dann der Kuß und überhaupt die ganze Art — kurz, Tante Schwupper ergab sich beim ersten Sturm, und was soll man sagen, sie gingen Arm in Arm nach oben. Man stelle sich vor: Tante Schwupper mit einem jungen Mann, der schon im Gang so laut lachte, daß drei Damen die Türen aufmachten, um nachzusehen, was los war!

Tante Schwupper konnte sich nicht genug wundern. Wo hatte der Lümmel das Temperament her. Der Mund stand ihm keinen Augenblick still. „Jetzt machst Du Dich fein, Tantuschka, und wir gehen auf den Rummel. Sowas hast Du noch nicht erlebt. Wir fahren auf'm eisernen See. Da machst Du aber Augen"!

Tante Schwupper machte jetzt schon welche. Was soll ich denn anziehen? Und schickt sich das überhaupt? Da war er aber empört. „Schickt sich? Wo Du mit einem Kavalier zusammen bist?" Tante Schwupper war ordentlich aufgeregt. Ein Kavalier? Sowas hatte noch keine der Damen erlebt. Und die machten Augen, als die beiden den Korridor entlang gingen. Als Tante Schwupper mit ihrem Neffen vor dem Portal in einen Taxameter stieg, fühlte sie aus jedem Fenster, hinter jeder Filetgardine Gift und Galle spritzen wie mit Katapulten. Aber das tat nicht weiter weh. Im Gegenteil. Es tat gut. Tante Schwupper an der Seite des schönsten aller Männer fuhr ab in der Haltung Maria Theresias.

Es wurde ein fideler Nachmittag. Um sieben saß Tante Schwupper mit Rudi auf der Terrasse bei einem Wömlchen und kniff die Augen zu, weil alles so undeutlich war, daß man meinen konnte, es sei ganz weit weg. Die Musik spielte Schlager und Rudi haufte für Tantuschka einen Veilchenstrauß und steckte ihn ihr an der Schulter fest. „Du bist ein feiner Kerl, Tantuschka," sagte er. „Trink aus, wir tanzen zusammen." Aber daraus wurde nichts. Tante Schwupper mußte ja nach Hause. — —

Tante Schwupper lag mit offenen Augen und fühlte sich angenehm faul. Am liebsten wäre sie überhaupt nicht aufgestanden, aber um Mittag klopfte es, und wer kommt herein? Fräulein von Dippe, die Vorsteherin. „Bleiben Sie ruhig liegen, meine Liebe." Und die Sache ist die und die. Sollte man es für möglich halten? Hatten sich die gesamten Damen nicht einmütig beschwert — wegen nächtlicher Ruhestörung und so weiter? „Aber Sie verstehen, die Statuten, meine Liebe . . ." Gegen Gemeinheiten ist der Mensch wehrlos. Sie lag zwei Stunden und weinte.

Um vier Uhr kam Rudi. „Weißt Du was," sagte er, „wir laden den ganzen Schwung zum Kaffee ein." Und was geschah? Um sechs Uhr saß das ganze Stift bei Tante Schwupper. Der Rudi goß ein. Der Rudi sang zur Laute. Der Rudi sang fabelhaft. Jede bot ihm Kuchen an, und zum Schluß wurde getanzt. Als Rudi schließlich um acht Uhr das Stift verlassen mußte, gab ihm Tante Schwupper vor allen Augen einen Kuß von sich aus, und jede gab den Kuß in Gedanken mit. Um zehn war das Stift noch wie ein Ameisenhaufen. Große Tage!

Am anderen Tage mußte Rudi abreisen, nach Wien. An seine Geschäfte denken. Und in allem Kummer hatte Tante Schwupper doch noch eine Freude. Sie durfte ihm alles aufdrängen, was sie besaß. Alle drei Sparkassenbücher. Er war ganz sprachlos. Er küßte sie und man merkte ihm an, daß es ihm nicht leicht wurde, sie zu nehmen. Er wollte ihr durchaus eins da lassen. Aber sie wollte nicht, wurde richtig böse. Sie steckte ihm die Bücher selber in die Tasche. Dann ging alles schnell. Der Abschied im Stift, auf dem Bahnhof. Tante Schwupper blieb mutig, bis der Zug aus der Halle gerollt war. Dann erst weinte sie. Aber es waren keine bitteren Tränen. Es waren warme, köstliche Tränen. —

Als Tante Schwupper still nach Hause kam, saß in ihrem Zimmer ein kleiner, etwas verknitterter Mann. Ein alter Zylinder stand auf dem Boden, und ein baumwollener Schirm lehnte am Stuhl. Das Männchen lächelte honigsüß, zog Papiere heraus und erzählte von einem Brief, der vorausgesandt sei. Tante Schwupper mußte sich hinsetzen. Sie sagte gar nichts. Sie nahm ihre Brille heroor und las die Papiere. Es war kein Zweifel möglich. Das Männchen war der richtige Neffe. Sie hatte es auf den ersten Blick hin gewußt. Er war ja der Mathilde wie aus dem Gesicht geschnitten.

Und der Rudi, der eben abgefahren war? Das war ein falscher Schwupper gewesen. Im ersten Schrecken brachte sie es heraus. Wie da der Kleine tobte! Er schmiß einen Hocker mitsamt Tante Schwuppers Zimmerlinde um. Er stampfte mit dem Fuße und führte unehrerbietige Reden über die Gutgläubigkeit alter Weiber. Dann fiel es ihm ein. Auf dem Schiff war es geschehen. Dieser Halunke hatte ihn, als er seekrank war, gepflegt und dabei den Brief, der auf dem Tische lag, gelesen. Alles war klar. Aber nun rasch zur Polizei! Und etwas flott, wenns gefällig ist!

Aber das hieß, die Rechnung ohne Tante Schwupper machen. Statt aufzustehen, setzte sie sich erst richtig hin. „Sie sind überhaupt kein Kavalier," sagte sie. „Ich bin Kavaliere gewöhnt. Und es reut mich gar nicht."

Der Verknitterte stand stumm und starr. Tante Schwupper fühlte zähe Erleichterung. Plötzlich war die Luft klar. Sie war wieder sie selbst. „Ich gebe mein Geld, wem ich will", sagte sie, „und Ihnen schon gar nicht."

Sie ging zur Tür und hielt sie offen. „Adieu!" sagte sie. Und so kühn sah sie aus, daß er pitulierte. Er nahm seinen Zylinderhut seinen Regenschirm und ging.

Tante Schwupper riegelte hinter ihm zu und machte das Fenster auf. Ihr war leicht zumute. Sie lehnte sich weit zurück und lächelte über ein Gesicht, strahlend, galant, schwarzäugig, Rudi, der Kavalier, ihr Neffe aus Las Palmas.

Es gibt zwar noch sehr viele Hausfrauen, die den Ehrgeiz haben, sich unentbehrlich zu machen und die ihren Stolz darein legen, daß ihr Mann von ihr sage, es gehe zu Hause ohne sie nicht ab. Dieser vielgeplagten und müden Frau nämlich tut es in einem Winkelchen ihres Herzens wohl, wenn man sie und ihre Arbeit als unabkömmlich ansieht. Es ist das in vielen Fällen die einzige moralische Belohnung ihrer lebenslänglichen Mühe und Arbeit.

Ob die so oft zu gering bewertete Hausfrauenarbeit daran schuld ist? Ob diese Frauen selbst es verschulden, die es gar nicht anstreben, sich einmal auszuruhen, ob es althergebrachte noch nicht überwundene Anschauungen sind, die es zuwege brachten, soll hier nicht weiter untersucht werden. Aber die Notwendigkeit, daß auch Hausfrauen einen Urlaub bekommen, wurde weit und breit anerkannt. Es gibt eine ganze Reihe deutscher und ausländischer Stiftungen, die den Zweck haben, Heime für Hausfrauen, die einer Erholung benötigen, zu errichten. Die bekannteste deutsche Stiftung ist die „Anna-Gerhardt-Stiftung für Ferien der Hausfrau" (Berlin). Diese Stiftung ist so großzügig, daß sie den Hausfrauen unentgeltlich angenehmen Aufenthalt, Beköstigung und Unterhaltung bietet. Die Stifterin steht auf dem sehr vernünftigen und richtigen Standpunkt, daß es sich hierbei nur um minder bemittelte Hausfrauen handeln kann, da die wohlhabenden ohnehin mit Mann und Kind aufs Land in die Ferien zu reisen pflegen oder aber Hausangestellte halten, die die Hausfrau entlasten, wenn nicht gar überhaupt vertreten. Diejenigen Hausfrauen aber, die jahrein, jahraus schwer arbeiten und niemals Ferien machen können, sind leider unbemittelt und darauf angewiesen, alles selbst zu verrichten. Sie brauchen die Erholung am nötigsten und würden, wenn Kosten erwüchsen, darauf verzichten müssen. Deswegen muß ihnen die Erholung kostenlos gewährt werden, und es gibt Fälle, wo man auch das Reisegeld gibt, damit die betreffende Hausfrau Ferien machen kann.

Das Ferienproblem der Hausfrau, das heute angeschnitten, aber keineswegs gelöst ist, weil es noch Tausende und Abertausende von Hausfrauen gibt, die, ohne an eine Erholung auch nur zu denken, so lange arbeiten, bis sie krank werden — wird noch seine weitere Entwicklung erfahren. Vorerst haben wir erreicht, daß mit der irrigen Anschauung über Hausfrauenarbeit aufgeräumt wird und die Zahl derjenigen steigt, die das rastlose und pausenlose Arbeiten im Haushalt ganz und als vollwertige Leistungen zu würdigen wissen.

Anna Feigl.

Was kannst du leisten?

lautet die Frage, mit der Georg Neukirch, Dozent an der Hochschule für Leibesübungen, im Daheim (65. Jhrg. Nr. 41) eine kleine Ferienprüfung veranstalten will. Er schreibt da u. a.: „Es ist grundfalsch, sich nun vollkommen dem Nichtstun hinzugeben, weil einem da doch immer wieder die Gedanken an die Arbeitsfron kommen wie schleichende Schatten, wie unsichtbar greifende, bleiche Hände. Es ist viel besser und Erfolg versprechender, Vergessen zu suchen bei einer anderen Tätigkeit — die gegensätzlich zu unserer Berufsarbeit ist. Sollte uns da nicht der Gedanke kommen, einmal unseren Körper etwas unter die Lupe zu nehmen um festzustellen, ob sich bei diesem Motor nicht „Materialfehler" bemerkbar machen und „Ermüdungserscheinungen" eingetreten sind, die bei größerer Beanspruchung im täglichen Leben zu bösen Folgen führen könnten? — Nur eine kleine Probe, so gewissermaßen aus Zeitvertreib, auch aus Freude an der Bewegung! Was muß denn unser Körper leisten, wenn man von ihm mit Fug und Recht sagen kann: die Maschine ist in Ordnung? Einen guten Anhalt geben dafür die vom Deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen herausgegebenen Bestimmungen für die Erwerbung des Deutschen Turn- und Sportabzeichens für Männer, Frauen und Jugendliche. Diese Auszeichnung ist eine der wenigen, die nicht mit Geld oder „im Laufe der Zeit" zu erwerben ist, sondern nur auf Grund körperlicher Fähigkeiten und Leistungen verliehen wird. Sehen wir uns einmal die Forderungen an, die da gestellt werden: Männer über 18 Jahre sollen für 100 Meter Schwimmen nur 1 Minute 40 Sekunden brauchen und 100 m in 13,4/10 Sekunden durchlaufen, während ihnen für 400-Meter-Laufen 68 Sekunden, für 1500 Meter 5 Minuten 20 Sekunden und für 10 Kilometer 50 Minuten Zeit gelassen wird. 1,35 Meter müssen sie im Hochsprung und 4,75 Meter im Weitsprung erreichen. Für 20 Kilometer Radfahren dürfen sie 45 Minuten auf der Landstraße gebrauchen. Den Frauen über 18 Jahre ist das Leben und der Erfolg etwas leichter gemacht, und zwar dürfen sie für die 1000 Meter Schwimmstrecke 6 Minuten mehr als die Männer gebrauchen, also 30 Minuten, während ihnen beim 100-Meter-Schwimmen nur 20 Sekund. mehr Zeit gelassen wird (2 Minuten). Für 100-Meter-Laufen ist die Zeit 15,5 Sekunden, für einen Dauerlauf von 2000 Meter 14 Minuten. Beim Hochsprung ist man mit 1,10 Meter, beim Weitsprung mit 3,50 Meter zufrieden, während man beim Radfahren über 20 Kilometer 75 Minuten zubilligt. Frauen bleiben also doch das schwächere (nicht schwache) Geschlecht."

Ehemänner im alten Rom

Man geht nicht fehl, wenn man zwischen der Sittenverderbnis unserer Tage und dem moralischen Verfall, der dem Untergang des römischen Reiches voranging, eine Parallele zieht. Es ist das zwar ein trauriges, aber leider in vielen Punkten übereinstimmendes Gleichnis, das insbesondere dann als richtig erkannt werden muß, wenn man die Ehen im alten Rom mit den heutigen Ehegemeinschaften vergleicht. Auch damals gehörte eine treue Frau zu den Seltenheiten, da sich eine jede das Recht, sich auszuleben, nahm. Hatte ein damaliger Ehemann eine gute Frau, so wurde er beneidet, und da Ehemänner sich gern beneiden lassen, suchte er diese Gefühle seiner Mitmenschen auch über das Grab seiner Frau hinaus zu erhalten.

Nachfolgende Grabinschriften, die sämtlich aus dem ersten Jahrhundert nach Christi stammen, sollen dies veranschaulichen:

„Selten sind die Ehen, die erst der Tod trennt."

„Sie hat nur einen Mann gehabt, nur einem angehört."

„Sie war sparsam, doch freigebig in der Liebe zu mir, ihrem Manne."

„Sie ließ sich achtmal scheiden, doch war sie gut. Meine Vorgänger waren ihrer nicht würdig."

„Ich schwöre dir, Geliebte, daß ich nach dir keine Frau berühren werde."

„Du hast mir den ersten Schmerz angetan, als du starbst."

So werden Grabinschriften zum Spiegel einer Zeitepoche.

Eine deutsche Dichterin

Anekdote von Karl Waldemar.

Die Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen adoptierte einst eine junge Malerstochter wegen ihrer musikalischen Talente und ließ das Mädchen zum Gesang ausbilden. Nach jahrelangem Studium in Wien bei einem der ersten Pädagogen gelangte sie endlich zum Auftreten. Es war in der Oper „Nachtlager von Granada" am Stadttheater in Leipzig.

Die Proben hatten hoffnungsvoll, ja, sogar vielversprechend begonnen. Dann aber kam der Abend der Vorstellung und mit ihm die Heidenangst, die sich vor jedem ersten Auftreten einstellt. Das Theater war vollständig ausverkauft und selbstverständlich saß auch die hohe Gönnerin der jungen Novize in der Loge. Mit gespanntester Erwartung nahte jetzt der Auftritt der angehenden Primadonna. Ueberängstlich blieb sie im Hintergrund der Bühne stehen und wagte nicht vorzutreten. Ihr Einsatz kam, doch brachte sie fast keine Silbe heraus. Sie zitterte wie Espenlaub, derartig hatte sie das Lampenfieber ergriffen. Nur mit „Hangen und Bangen in schwebender Pein" gelang es ihr, die Partie zu Ende zu singen. Sie sang so leise, daß man kaum etwas hörte und meist zitternd im Tremolo. Es war ein Fiasko ohnegleichen. Auch auf anderen Bühnen machte sie noch schüchterne Versuche — vergebens! Die Angst vor dem vieltausendköpfigen Ungeheuer „Publikum" zwang sie, ihre schöne Sängerlaufbahn aufzugeben.

Dagegen konnte sie später, als sie allein war, — freilich auf ganz anderem Gebiet — die allergrößten Lorbeeren ernten, denn sie war niemand anders, als die einst so berühmte Romanschriftstellerin: Eugenie Marlitt!

Frauenreiz im Romanspiegel der Zeiten

Von Professor Dr. Franz Häußler-Wien.

Es ist eine alte Geschichte: Was den Menschen rätselhaft erscheint, das umgeben sie am liebsten mit den Deutungen ihrer dichtenden Vernunft. Und kein Rätsel ward wieder so reizend gefunden als das ewige Rätsel Frau. Es ist daher nicht weiter zu verwundern, daß jeder Roman, der sich nur einigermaßen seiner inneren Aufgabe, Weltspiegelung zu sein, bewußt blieb, immer zugleich auch ein Frauenporträt geworden ist, und zwar ein in Lichtern und Schatten getreues, ganz wie eben eine jeweilige Männlichkeit das Phänomen Frau sah. Bei diesem Abschildern aber ersteht jedem Gestalter — mochte er nun in ihr die Verkörperung der reinsten Weltvernunft oder im Gegenteil die böseste Objektivation des dummen Lebenswillens sehen — die Aufgabe, die Frau in ihrer natürlichsten Lebensfunktion, als Gegenstand sinnlichen Begehrens, als Erotikon zu zeichnen und zu verlebendigen. — Dabei darf man ja nicht an den erotischen Roman denken, der sich diese Aufgabe leicht macht, indem er auf jede größere verzichtet und sich ins Intime zurückzieht, wo er mit stärkeren Reizen nicht zu sparen braucht. Interessant werden nur die Lösungen des großen Romans, der die Frau sehr wohl als metaphysische Wesenheit und Frage nimmt und sie dennoch des erotischen Zaubers nicht berauben darf, will er seine Leser so fesseln wie seine Helden.

Ein Beispiel: Starken Sinnenreiz hat, um im Gegenwärtigen zu bleiben, Thomas Mann in seinem „Zauberberg" mit Claudia Chauchat verbunden. Es ist nicht die Urmacht der Geschlechtsleidenschaft und nicht die Ohnmacht letzter Verzärtelung, es ist eher ein Krankheitszauber, aber jedenfalls eine künstlerisch und gedanklich für das ganze Werk notwendige Wirkung. Wie diesen Reiz auf den Leser übertragen? Der Roman spielt doch vor 1914, und das bedeutet eine Schwierigkeit, die man sogleich verstehen wird, wenn man sich der groben Gewohnheit der Durchschnittsfilme erinnert, die den Frauen kurzerhand — scheinbar für alle Zeiten, Vergangenheit und Zukunft — die Röcke eingeschnitten hat, um sich des erogenen bloßen Beines, Kniees und Schenkelansatzes zu versichern, weil diese Wirkung für die Gegenwart gesellschaftlich gestattet und daher selbstverständlich und notwendig ist. Der vergeistigte Naturalismus eines Thomas Mann zeichnet natürlich zarter und vorsichtiger, aber er hat doch Mühe, peinlich jeden Ausdruck über die Toilette der bestrickenden Frau zu vermeiden, der die gewollte spannende Atmosphäre des Eros beim Leser stören könnte. Er läßt zum Beispiel blendend schöne Arme spielen, aber die durch die Mode jener Zeit beinahe um jede Kokketteriemöglichkeit gebrachten — weil verhüllten — Beine bleiben tot.

Daß dieser scheinbar äußerliche Zug doch unendlich wichtig ist, weil durch dieses Unbestimmtlassen sein Frauenbild eigentümlich zwischen den Zeiten schillert u. so gerade am reizvollsten wird, beweist ein beliebiges Gegenbeispiel wie Grimmelshausens Simplizissimus. Eigentlich ein Roman ohne Frau, nämlich ohne das Problem Frau. Denn das Leben und Erlösungsringen des guten Simplex pendelt nur zwischen Welt und Einsamkeit. Um so charakteristischer scheinen die Bilder, wenn doch Frauen in seinen Kreis treten: „Ich hatte gerade sechs, die mich liebten und ich sie hinwiederum, doch hatte keine mein Herz oder gar mich allein; an der einen gefielen mir die schwarzen Augen, an der anderen die goldgelben Haare, an der dritten die liebliche Holdseligkeit und an den übrigen auch so etwas, das die andere nicht hatte", erzählt er davon in Bausch und Bogen. Und auch als er später in einen wahrhaften Venusberg (zu Paris nämlich) gerät, kommt seine Schilderung der Reize, die es ihm angetan, über den „Alabasterbusen" nicht hinaus. Warum? Es liegt nicht an Grimmelshausen, der doch sonst wohl zu gestalten weiß, sondern am Zeitgefühle, dessen Zeichen Verwirrung und Verwilderung ist. Derbe Männlichkeit genügt sich am ungegliederten Weibe als solchem. Seine Nennung reicht völlig aus, es im Roman zu vergegenwärtigen, Hindeutung auf eine erotisch fernbetonte Einzelheit oder der Name Jungfrau etwa gelten schon als eine Reizsteigerung. Die Frau bildet sich gar nicht ab, sie ist nur Geschlechtswort.

Wie anders wohl Homer? Die Ilias? Der Sang von der Frau als dem Urproblem kämpfender Menschheit. Mußte nicht alles, was der Männlichkeit früher Heldenzeit am Weibe reizend schien, sich in Helena verkörpern? Da stoßen wir auf jene klassisch dürren Verse aus dem Munde der trojanischen Greise: „Tadelt nicht die Troer und hellumschienten Achäer, die um ein solches Weib so lang ausharren im Elend! Einer unsterblichen Göttin fürwahr gleicht jene von Ansehn!" in denen Lessing bekanntlich den denkbar besten Ausdruck weiblicher Schönheit hat sehen wollen. Rousseau befangen ahnte er nämlich den wahren Grund dieser homerischen Sparsamkeit nicht. Helena ist in Wirklichkeit genau so das Geschlechtsobjekt schlechthin, beinahe ohne Ansehung ihrer Person, wie die sechs Jungfrauen des guten Simplex. Urbrunst hebt sie zu göttlicher Höhe Aber den späteren genügt diese Heiligung nicht mehr. Und so schreitet die Schilderung fraulicher Schönheit zu jener intimeren Reizfindung fort, die Lessing bei Vergil, Ovid, Ariost, und überhaupt den späteren findet. Er rückt sie in zweite Linie, aber diese tiefere Gliederung ist so notwendig, als das erotische Gesellschaftsbild der Frau sich eben verfeinert.

Noch eine sei genannt in dieser Skizze: Werthers Lotte. Wie sieht sie Goethe? Sie ist: „Ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples, weißes Kleid mit blaßroten Schleifen an Arm und Brust anhatte . ." Doch ist auch diese blaßrote Hinweisung auf Busen und Arme nur Stimmungshintergrund, beinahe nebensächlich — obwohl sonst für Goethe nicht unwichtig, die Reize seiner Bulpius wußte er genau zu schildern. Für Werther ist es das fühlende, sprechende, ganze, lebende Weib, das ihn bezaubert. Daher malt es sich ihm nie in verführerischer Stellung, es gestaltet sich vielmehr im Leben.

Ganz deutlich würde sich dieses Schwanken des Frauenporträts aus seinem uneingestandenen Reizzweck heraus freilich erst dann und dort aufzeigen lassen, wo es diesen Zweck einmal gründlich verfehlt: In Frauenromanen selbst nämlich, oder doch in vielen. Da wird es prompt immer wieder zu einem kitschigen Klischee modisch-pikanter Frauengardenrobe.

Das Romanbild der Frau ist ein zu hellsichtiger Spiegel: Er zeigt scharf die äußersten Grenzen des eben noch gesellschaftlich Geduldeten — aber Grenzübertretungen schlechten Geschmacks verzerrt er unbarmherzig ins Lächerliche.

Braucht das Kind Taschengeld?

Die Frage ist unbedingt zu bejahen. Man gebe dem Kind, sobald es schulpflichtig ist, ein geringes Taschengeld — und wenn es nur zehn Pfennig in der Woche sind! Ein Kind, das an sein kleines Einkommen gewöhnt ist, wird haushälterischer veranlagt sein als sein kleiner Kamerad, der plötzlich auf irgendeine Art zu Geld kommt, und der nun gar nicht weiß, was er mit seinen Pfennigen beginnen soll.

Durch regelmäßiges Taschengeld erzieht man die Kleinen dazu, den Wert und die Kaufkraft von Mark und Pfennig kennenzulernen und man hat gleichzeitig Gelegenheit, die Charakterveranlagung seiner Kinder zu studieren. Während Liesel froh und unbekümmert ihren Groschen verstreut, hat der Hans eine ängstliche Art, seinen Schatz zu hüten. Er spart. —

Soll aber der künftige Staatsbürger die praktische Geldwirtschaft erlernen, so müssen wir, die Eltern und Erzieher, die lenkende Oberhoheit ausschließen, das Kind muß Selbstverwalter seiner Kasse sein und nach Gutdünken schalten und walten können. Wir dürfen es wohl durch Vorschläge leiten und beeinflussen, aber der kleine Geleitete darf das niemals merken, er muß unbedingt das Gefühl des Selbstbestimmungsrechts behalten und doch so handeln, wie wir es für gut halten.

Es gibt kleine Ausgaben, die regelmäßig wiederkehren. Eltern, die sehr viel Vertrauen in die Vermögensverwaltung ihrer Kinder setzen, können es wohl wagen, das Taschengeld so zu erhöhen, daß diese Ausgaben in dessen Bereich fallen. Es sind darunter die Anschaffungen von Heften, Federn, Bleistiften zu verstehen, sowie Fahrgeld für die Elektrische, für Milch in der Schule, Sammlungen usw.

Für das Taschengeld erwarte man jedoch kleine Leistungen; das Kind soll früh merken, daß jeder Groschen verdient werden muß! Man verlange, daß das Mädelchen den Tisch deckt oder Einkäufe besorgt, der Junge hingegen stelle die Getränke bei Tisch zurecht, er hat locker werdende Nägel in den Wänden zu ersetzen, vorzulesen und andere kleine Dienste zu verrichten.

Von Anfang an achte die kluge Mutter und der sorgsame Vater darauf, daß ein Ausgabenbuch geführt wird. Es ist zu vermeiden, Kontrolle als Erzieher auszuüben, wenn das Büchlein uns nicht freiwillig vorgelegt wird; es wird sich jedoch bei unseren kleinen, flüchtigen Geistern schon einmal Gelegenheit finden, ei-

---

Reinmachen — Umziehen — Reisen — Drei Worte, die der Hausfrau einen gelinden Schrecken einjagen. Denn selbst das Reisevergnügen muß sie mit der Mühe der vorausgehenden Vorbereitungen erkaufen, ganz zu schweigen von der Arbeitslast, die ihr das regelmäßig wiederkehrende Großreinemachen oder gar ein Umzug aufbürdet. Richtige Arbeitseinteilung, sichere und rasche Ausführung aller Handgriffe, kurz: Ueberlegung und Fixigkeit sind die Zauberworte, die auch die unbeliebten häuslichen Verrichtungen uns leicht machen. Beides kann sich jede Hausfrau aneignen. Anleitung dazu gibt das vorliegende Büchlein in zahlreichen guten Bildern, denen nur soviel Text beigegeben ist, als zum Verständnis und zur Beratung unbedingt nötig erscheint. Ein Blick, auf das Bild und die Hausfrau weiß, wie sie das Parkett reinigt, die Koffer packt, das Porzellan verpackt, Möbel rückt, Vorhänge aufsteckt, Schränke beim Umzug sichert usw. Das Buch nimmt dabei Rücksicht auf die modernen Errungenschaften der Technik, macht die Hausfrau mit Zeit und Arbeit sparenden Geräten und deren Handhabung bekannt, zeigt aber auch altbewährte Methoden. Beyer-Band 168 ist überall zum Preise von 1,20 ℳ zu haben, ev. auch direkt durch Verlag Otto Beyer, Leipzig.